

# „BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung“.

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

## Die kleine Gräfin.

Erzählung von G. E. Wernersdorf.  
(Nachdruck verboten.)

Nun Herr Doktor, wollen Sie sich auch ein bisschen in dem frühlingfrischen Park ergehen? Das ist recht; ich habe mich jetzt tüchtig hungrig und durstig gelaufen und sehne mich nach einem Trunk frischen Bieres.

Kommen Sie mit mir, Herr Doktor, und nehmen Sie an meinem bescheidenen Vesperbrod theil!

Eigentlich beabsichtige ich, einen längeren Spaziergang zu machen, da Sie mich aber so freundlich einladen, wäre es unhöflich von mir, nicht Folge zu leisten!

Wenige Minuten später saßen die beiden Herren in einer kühlen schattigen Laube vor einem gedeckten Tische, auf dem ein junges Mädchen kalten Braten, Brod, Butter, Rabieschen und mehrere Flaschen Bier aufgetragen hatte.

Die Herren sprachen dem einfachen Mahle fleißig zu und darum stockte die Unterhaltung, als dann aber die Zigarren brannten, erkundigte sich der Baron sehr angelegentlich nach dem Befinden von Frau und Tochter des Lehrers.

„Ich danke, Herr Baron, Beide sind wohl auf,“ antwortete dieser, „da sie aber gerade Alma erwähnen, so möchte ich die heutige Gelegenheit benützen und meines Kindes wegen einmal mit Ihnen sprechen, um Sie und Alma vor einem Irrthum zu

„Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, ich habe die redlichsten — — —“

„Verzeihen Sie, Herr Baron, daß ich Sie unterbreche. Zunächst eine Frage: Gestehen Sie mir das Vorrecht des höheren Alters und der größeren Lebenserfahrung zu?“

„Gewiß, Herr Doktor!“

„Nun, so lassen Sie uns die Sache offen und ohne Rückhalt, wie es sich unter Männern geziemt, besprechen. Wenn ich vorher von Illusionen sprach, die sich nur schwer verwirklichen lassen, so hat das seine volle Berechtigung. Was Ihnen noth thut, Herr Baron, ist eine reiche Frau, die Sie mit Ihrem Vermögen in den Stand setzt, das Besitzthum Ihrer Vorfahren schuldenfrei machen und ohne Sorge und Kummer leben zu können. Bei Ihren vielen Verbindungen in Ihren Kreisen kann es Ihnen nicht schwer fallen, eine solche Frau zu finden, zumal Ihre persönlichen Eigenschaften Sie jedem Mädchen begehrenswerth erscheinen lassen müssen!“

„Ich will versuchen,

Ihnen ebenso wohl zu antworten, Herr Doktor, obwohl der letzte Theil Ihrer Rede kaum recht ernst gemeint gewesen sein kann. Um aber trotzdem mit diesem Punkt zu beginnen, so bitte ich Sie, sehen Sie mich einmal genau an. Dieses Haupt



Die kleine Gräfin. Die Herren saßen in einer kühlen, schattigen Laube.

bewahren, so lange es noch Zeit ist. Sie, Herr Baron, waren gegen Alma jederzeit von einer Zuverlässigkeit und Liebenswürdigkeit, die wohl auch jedermannen Mädchenherzen Illusionen erweckt haben würden, die sich nur schwer verwirklichen lassen!“

mit dem rötlich strahlenden Gipfel, diesen struppigen, rothen Schnurrbart, diese Schönheitsflecke, Sommersprossen genannt, — mein Mitmeister hatte den noch weniger poetischen Namen „Nostflecke“ dafür — das nennen Sie Eigenschaften, die mich in den Augen einer jungen Dame begehrenswerth machen könnten?“

„Ich habe auch nicht Ihr Aeußeres damit gemeint, obwohl ich auch gegen dieses nichts auszusagen hätte; aber Ihr tieferer ehrenwerther Charakter wiegt das auf anderer Seite etwa Fehlende vielfach auf!“

„Danke verbindlichst, Herr Doktor; noch damit begeben wir uns auf ein Feld, auf dem wir mit ungleichen Waffen kämpfen, weil mir in dieser Beziehung kein Urtheil zusteht. Gehen wir daher zu dem anderen über. Sie behaupten, mir thäte eine reiche Heirath noth und Sie führen für diese Ihre Behauptung Ihre reichere Lebenserfahrung ins Feld. Meine Erfahrung sagt mir aber etwas ganz anderes; sie sagt mir, daß ich für meine Lage nur eine Frau brauchen kann, die mir zwar keine Schätze, aber einen häuslicheren Sinn mitbringt, die gewillt ist, aus wahrer Liebe zu mir gemeinsam mit mir zu schaffen und zu arbeiten, die Freud und Leid gern mit mir theilt und die nicht heirathet, um einen Mann zu haben, sondern die auch wirkliche Liebe zu mir fühlt und die ich wieder zu lieben vermag. Was würde es mir helfen, wenn ich so ein verzogenes, reiches Modedämchen auf mein Gut brächte, vorausgesetzt, daß es mir überhaupt gelänge, eine reiche junge Dame für mich zu begeistern? Sie würde sich hier sehr bald langweilen und insofern unglücklich fühlen; sie würde mich zwingen, ein großes Haus bauen zu lassen und auf diese Weise mehr zu verausgaben, als vielleicht die Zinsen ihrer Mitgift betragen würden und ich selbst würde dann natürlich auch dabei unglücklich werden. Nun, Herr Doktor, urtheilen Sie selbst, nach Lebenserfahrung, welche Ansicht mehr für sich hat, die Ihrige oder die meinige!“

„Ich muß allerdings zugeben, daß Ihre Ansicht sehr viel vor der meinen voraus hat und ich muß ferner gestehen, daß ich, obwohl ich stets eine hohe Meinung von Ihnen hatte, Sie danach bisher noch immer nicht richtig beurtheilt habe. Glauben Sie aber auch sicher zu sein, daß sich niemals Ihre Ansicht ändern wird?“

„Niemals, Herr Doktor! Sie glauben vielleicht, weil ich früher ein stotter Offizier war, ich könnte wieder die alten Jugendstreiche beginnen. O nein, Herr Doktor, das geschieht sicher nicht mehr! Aber ich sehe jetzt doch, daß Sie mich in der That noch recht schlecht kennen. Sie wissen, ich besaß als Offizier fast gar kein Vermögen, erhielt aber von meinem Onkel, den ich für sehr reich hielt, einen recht bedeutenden Zuschuß, den zu verbrauchen ich mir keine Strupel machte. Ich habe das Leben genossen, jedoch niemals dumme Streiche gemacht; der Onkel unterstützte mich reichlich, meine Zukunft glaubte ich

als einziger Verwandter und Erbe gesichert, warum hätte ich also meine Jugend nicht genießen sollen? Ich glaubte schon ein Uebriges zu thun, wenn ich mich in meiner freien Zeit und während meines alljährlichen Urlaubs auf meinen zukünftigen Beruf als Landwirth vorbereitete und davon soviel zu profitieren suchte, als mir irgend möglich war. Das hat mir jetzt allerdings gute Dienste gethan, denn in so zerrüttete Verhältnisse zu kommen, hatte ich nicht erwartet. Es ist aber trotzdem besser gegangen als ich anfangs erwartet habe, denn ich kann wohl sagen, daß ich jetzt aus dem Größten heraus bin. Ich habe sparsam gelebt und gut gewirtschaftet, bin dafür aber auch in der Lage, daß ich, trotzdem bedeutende Summen auf Instandsetzung des Inventars u. s. w. verwendet werden mußten, bis jetzt schon gegen 50 000 Mark der drückendsten Schulden, die mit hohen Prozenten verzinst werden mußten, abzahlen konnte. Meine Pferdezucht, zu der der Onkel bereits den Grund legte, ist jetzt soweit gebiehen, daß ich schon in diesem Jahre 2 Fohlen der Remonte-Kommission vorstellen kann, das ist eine Extracinnahme von mindestens 10 000 Mark, die auch nicht zu verachten ist. Auch die anderen Nebenvererbe bringen mir reichen Gewinn, so daß ich recht gut darauf rechnen darf, 20 bis 25 000 Mark abzahlen zu können. Dadurch verringern sich auch alle Jahre die Zinsen, die ich zu zahlen habe, und ich kann schon heute berechnen, wann ich, vorausgesetzt, daß keine Unglücksfälle eintreten, schuldenfrei auf dem Erbgut meiner Väter sitzen werde. Sie sehen also, Herr Doktor, daß ich keine reiche Frau brauche und daß mir zu meinem Glücke nur eines fehlt, eine hübsche, junge und tüchtige Hausfrau und die glaube ich in Ihrem Fräulein Tochter gefunden zu haben. Erlauben Sie mir, daß ich morgen bei Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin um Almas Hand anhalten darf?“

„So sehr mich auch Ihr Antrag ehrt und so sehr Sie auch mein anderen Bedenken zerstreut haben, so muß ich Ihnen doch zu erwägen geben, daß Alma eigentlich noch zu jung, fast ein halbes Kind ist. Sie ist erst siebzehn Jahre alt, wenn auch für ihr Alter recht kräftig entwickelt. Mit der „Hausfrau“, nach der Sie sich sehnen, wird es also vor der Hand noch nichts sein, denn unter anderthalb bis zwei Jahren lasse ich Alma nicht heirathen!“

„Ich füge mich ja gern in Alles, wenn mir nur der Besitz Almas gesichert ist!“

Dr. Bachmann erhob sich.

„Ich werde mit meiner Frau sprechen und Sie auf Ihren morgigen Besuch vorbereiten“, sagte er Abschied nehmend. „Also auf Wiedersehen morgen!“

„Meine Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin und einen Gruß an Alma!“

6.

Die Thiergartenstraße in Berlin schreitet ein schmucker Kavallerieoffizier entlang; der schlanken, geschmeidigen Figur sieht der Interimsrock wie angegossen und manches

schöne Mädchen blickt verstohlen und verlangend der stattlichen Erscheinung nach. Sein Gesicht, welches ein starker, blonder Schnurrbart ziert, würde man hübsch nennen können, wenn in demselben nicht unverkennbarer maßloser Hochmuth und jener gewisse Zug ausgeprägt wäre, der uns mit wenigen Linien eine ganz lange Geschichte von toll durchlebten Nächten, von unzähligen Opfern, dem Vergnügen und dem Bacchus dargebracht, erzählt.

Der junge, kaum dreißig Jahre alte Offizier tritt in einen jener Prachtbaue, die sich in der Thiergartenstraße hinziehen, ein Diener kommt ihm entgegen, nach seinen Befehlen fragend.

„Wenn der Jude Grünbaum kommt, melde ihn sofort an; aber sonst bin ich für Niemand zu Hause. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Graf!“

Der junge Mann betritt sein sogenanntes Arbeitszimmer, wirft die Mütze auf den Tisch und schnallt sich den Säbel ab. Graf Guido von Bergen, den wir hier in seiner Junggesellenwohnung sehen, stammt aus einer alten, begüterten Adelsfamilie, deren Söhne von jeher sich dem Waffendienst gewidmet. Auch Graf Guidos Vater, Graf Arthur, war als General gestorben und hatte seinem einzigen Sohn außer einem sehr beträchtlichen Vermögen noch die Anwartschaft auf einen Millionenbesitz hinterlassen. Graf Arthurs ältester Bruder, Otto, welchem nach dem Hausgesetz die großen reichen Familienbesitzungen in Thüringen zugefallen waren, obwohl dieselben kein Majorat bildeten, hatte nämlich seinen Sohn Heinrich, sein einziges Kind, in der Blüthe seiner Jahre ins Grab sinken sehen, die heimtückische Schwindsucht hatte den hoffnungsvollen jungen Mann in Italien, wo er Heilung von seinen Leiden suchte, ohne sie zu finden, dahingerafft. Durch diesen Todesfall wurde Graf Guido der nächstberechtigte Erbe und diese Aussicht war es, welche den allzu lebenslustigen Offizier allein noch über Wasser hielt, denn sein väterliches Erbtheil hatte er, so groß es auch gewesen war, schon längst verjubelt. Davon durfte aber Graf Otto, der ein sparsamer Herr war, nichts zu hören bekommen, sonst hätte er sich leicht dazu veranlaßt sehen können, seine umfangreichen Besitzungen und das beträchtliche Baarvermögen unter Uebergebung seines Neffen einer entfernten Seitenlinie seines Hauses zu vermachen.

Gefällige Geldverleiher hatten bisher gegen gute Worte und hohe Zinsen dem ewigen Geldmangel Graf Guidos immer abgeholfen, da sie die Verhältnisse sehr genau kannten, jetzt aber fingen auch sie an, Schwierigkeiten zu machen. Daß es ihnen damit durchaus nicht ernst war, wußte Graf Guido natürlich nicht; denn obwohl die Guthaben der gewissenlosen Bucherer schon eine recht ansehnliche Höhe erreicht hatten, wußten die schlauen Geschäftleute doch recht gut, daß dies sicher angelegte Kapitalien waren; ihr einziges Streben war daher, durch langes Bögen und Hinhalten den leichtsinnigen Offizier

zur Bemilligung höherer Zinsen gefügig zu machen, um aus dem sicheren Geschäft den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Sie waren sogar so menschenfreundlich, dem alten Grafen Otto noch ein recht langes Leben zu wünschen, damit ihre Schuldbforderung an Graf Guido durch die von Monat zu Monat hinzugeschlagenen Zinsen immer höher anwuchs und auf diese Weise, wenn möglich, das ganze Erbtheil in ihre Hände falle. Ein besseres Geschäft konnten sie sich gar nicht wünschen.

Mergerlich darüber, daß ihn der Jude so lange warten lasse, hatte sich Graf Bergen aus Sopha geworfen und schaute und feilte in nervöser Unruhe an seinen wohlgepflegten Fingernägeln. Obwohl es bereits drei Uhr war, ließ sich Grünbaum noch immer nicht sehen, trotzdem er fest versprochen hatte, pünktlich um zwei Uhr bei dem „gnädigen Herrn Grafen“ zu sein. Daß auch dies nur ein bekannter Geschäftskniff jener Dieberräuber sei, darauf berechnet, den geldbedürftigen „Kunden“ in die Meinung zu versetzen, es liege ihnen an dem ganzen „Geschäft“ nichts, darauf kam Graf Guido nicht, trotz seiner langen Bekanntschaft mit jener Sorte Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

### In größter Gefahr.

**S**err Leopold Hurt war gar frühlich gestimmt und ging einen freudigen Gang.

„Glücklich bin ich doch wie Wenige,“ sagte Herr Leopold Hurt bei sich. „Wenn ich jetzt nur einen Andern müßte, dem ich auch eine Freude machen, einen rechten Dienst erweisen könnte!“

Das war ein schönes Wort, ein warmer, christlicher Gedanke, und Gott nahm ihn beim Wort.

Denn während Leopold Hurt im Dunkel des Abends weiterschritt, hörte er aus einer nahen kleinen Gasse heraus, die in die größere Straße mündete, ein wildes Bubengeschrei, Geschelte und dazwischen hinein einen wimmernden Ton, wie von einem Hilferufenden. Im Schatten der Häuser ging Leopold hinein, und es bot sich ihm ein widerwärtiges Schauspiel dar. Auf einem Eckstein saß ein Mann mittleren Alters, lahm und schlaff hing sein Haupt vornüber, das Gesicht bedeckten die Hände, wie zum Schutze gegen etwa drei oder vier 16jährige Buben, welche grölend um den Dasthenden standen, ihn mit ihren Stöcken stießen und auch schlugen, ihm den Hut vom Kopfe stießen, Rippenstöße gaben, und wenn der Arme abwehrend nach einem die Hand ausstreckte, wüthend ihn anwampelten wegen seiner „Unverschämtheit.“

Mit einigen Schritten war Leopold Hurt, ein großer, kräftiger Mann, mitten unter der Schaar; im nächsten Augenblick waren drei der Buben im Besitze von vollgewichtigen Ohrfeigen, die sie auf die Seite taumeln machten, den vierten hatte Leopold am schmutzigen Kragen seiner Zoppe gefaßt und hielt ihn, nachdem er auch ihm

einige Hiebe appliziert, in gemessener Entfernung so von sich, daß der Bursche zappelnd, aber noch auf den Beinen balancieren konnte. „Du gehst mit auf die Polizeiwache,“ saate er ruhig und wandte sich dann dem hilflos Dasthenden zu, von dem er freilich vermutete, daß er betrunken sei.

„Was fehlt Ihnen, Mann?“ fragte er, sich niederbückend.

„Betrunken ist er, ein betrunkenener Mann!“ schrie in diesem Augenblick der Bube, welchen Leopold mit der einen Hand festgehalten, und riß sich gleichzeitig mit einem Ruck los, so daß in Herrn Leopolds Hand nur ein Stück des morschen Stragens zurückblieb. Im nächsten Augenblick war der Bursche im Dunkel verschwunden, der Dasthende aber hob jetzt die Hände vom Angesicht und schaute Herrn Hurt an.

„Herr, glauben Sie mir,“ sprach er dann mit schwacher, aber klarer Stimme, „ich bin nicht betrunken, die Buben lügen.“

„Das sehe ich jetzt,“ erwiderte Leopold, „aber was thun Sie hier? Warum gehen Sie nicht heim?“

„Wenn ich ein Heim hätte!“ war die düstere Antwort, „auch nur eine Kammer in dieser großen Stadt, dann wäre ich nicht auf der Straße um diese Zeit. Aber lassen Sie mich vor Allem Ihnen danken, edler Herr, für Ihr Eintreten gegen diese Gassenbuben.“

Er suchte sich zu erheben, nur mit Mühe gelang es.

„Sind Sie krank?“ fragte Leopold theilnahmenvoll.

„Krank — ja, wenn man ausgehungert so heißen will,“ war die Antwort und Leopold sah, daß der Unglückliche bessere Tage gesehen haben mußte.

Theilnahmenvoll fragte er: „Wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu helfen? Auch blutet Ihre Stirne; Sie müssen sich verbinden lassen und dann etwas Kräftiges genießen.“

Damit richtete er den Unglücklichen auf. Der aber murmelte: „Jetzt muß ich widerufen. Noch vor einer Stunde hatte ich, an allen Thüren abgewiesen, verzweifelt geschworen, die ganze Menschheit zu hassen, weil ja doch kein guter Mensch mehr auf Erden und besonders in dieser Stadt sei. Ich bin gestoßen, beraubt und getreten worden, bis ich die ganze Menschheit haßte! Sie haben mich bekehrt von meiner verzweifeltsten Ansicht; o, wie danke ich Ihnen! Ja, ich nehme Ihr Geld an und danke Ihnen, wie man einem Bruder dankt. Als solcher haben Sie ja zu mir gesprochen.“

Der junge Mann hörte die Worte mit tiefer Rührung an, um so mehr, da das ganze Wesen des Bettlers den Stempel der Bildung und des unverschuldeten Unglücks trug.

„Ich vermüthe gewiß mit Recht, daß Sie ohne Stellung sind?“ fragte er.

„Ich bin ohne Alles!“ Klang die bittere Antwort. „Herz und Hoffnung sind für mich todt. Zehn Jahre verlebte ich in Amerika, speziell in den Goldgruben Kaliforniens. Was ich am Mississippi gewann, verspielte ich, den Rest raubte man

mir in New-York. Hier kenne ich keine Seele. Gerne möchte ich arbeiten, doch Niemand will mich beschäftigen. Ich begreife es selber nicht, warum ich am Schiffsgeländer dort mich nicht in's Wasser stürzte. Vielleicht, weil mich noch der Glaube an ein Jenseits davon abhielt. Arbeit! Wohl, haben Sie welche für mich? Dann, Herr, versuchen Sie es mit mir.“

„Ich kann Ihnen nur ganz rauhe Beschäftigung geben, etwa die eines Packträgers. Doch ich kann Ihnen später vielleicht mehr thun. Hier nehmen Sie meine Karte und meine Börse. Schlafen Sie heute Nacht an einem anständigen Orte und trinken Sie nicht viel starke Sachen, aber essen Sie etwas. Morgen früh erwarte ich Sie bei mir.“

Sprachlos vor Freude und kaum seiner Sinne mächtig, stand der Arme da und schaute seinem davoneilenden Freunde nach. Dann küßte er den Hut, sah zum gestirnten Himmel auf und sagte mit zitternden Lippen: „Mein Gott, jetzt verspreche ich Dir, niemals wieder zu zweifeln und nie Dich zu verlassen.“ Und er betete auf der Stelle, wo er stand, das Vaterunser und jedes Wort kam dabei aus innerstem Herzen.

„Neugeboren, befreit, gerettet!“ — das war das Gefühl, welches den Unglücklichen nun erfüllte; „vorgestern ist Ostern gewesen und heute bin auch ich auferstanden zu einem neuen Leben!“

Und abermals stand er stille, nahm den Hut ab und betete zum Himmel hinauf: „Allmächtiger Gott im Himmel, segne den Mann jetzt und immer, der mir so viel Gutes gethan hat, ohne mich zu kennen! Amen.“

Dann wanderte er hinaus, um ein einfaches, kleines Wirthshaus zu finden, wo er billig und bescheiden essen und übernachten konnte. Weit draußen endlich kehrte er ein, wo die kleinen Häuser standen; der Bahndamm führte in der Nähe vorbei, die Züge rasselten dahin; da war das Schlafen billig. Vorsichtig entnahm er der Börse Leopolds nur einige Silbermünzen, bestellte dann Suppe und ein Glas Wein, und gar bald fühlte er, wie ihm wohl und wohler wurde. Neues Leben, neue Kraft durchströmte seine Adern. Dann ging er zu Bette, nachdem er noch einmal gebetet hatte wie lange nicht mehr, dann schlief er tief und fest den Schlummer der Ermüdung und Erschöpfung.

Herr Leopold Hurt war wach und selig im Besitze seines Glückes. Er schlenderte gemächlich dahin, Straße auf und ab; immer weiter hinaus zur großen Stadt. Der Mond schien prachtvoll; es war Alles so still und mild und lau in der Aprilmacht; er hätte jubeln und singen mögen vor Freude.

Leopold wäre nicht so sicher und sorglos dahingegangen, wenn er gesehen hätte, daß ihm seit einiger Zeit zwei Gestalten folgten, welchen offenbar der nodle Herr in Cylinder und Paletot, mit dem goldgriffigen Stocke und dem blinkenden Ring — der Verlobungsring mit einem kostbaren

Solitär — ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit war. Je weiter Leopold herauskam, um so näher schlichen sie sich an ihn heran. Jetzt ein Sprung — vier starke, knochige Hände faßte den Aermel, zogen ihn mit einem Ruck in den Schatten des nächsten Hauses, und wenige Minuten später war er geknebelt und gebunden, beraubt und total ausgeplündert. Zähneknirschend — soweit ihm dies noch möglich war wegen des überdrückenden, getränkten Knebels, der ihm im Munde steckte — sah Leopold die Menschen, all sein Eigentum, Uhr, Kette, Stock und Börse, Visitenkartentasche und auch den Ring seiner Braut zu sich stecken. Verleßt hatten sie ihn nicht; er blickte sie mit vollen Sinnen an und suchte sich ihre Züge gründlich einzuprägen. Das merkte plötzlich einer der Beiden und sagte zum andern in englischer Sprache: „Der Kerl fixiert uns; das paßt mir nicht. Ich möchte ihm nicht mehr begegnen unter den Lebenden. Die Todten allein schweigen. Heraus mit dem Messer und mach kurzen Prozeß.“

Der Andere blickte auf den Daliegenden; dann sagte er nach einiger Besinnung: „Das macht zu viel Blut und Aufsehen; und ich will nicht selbst Einen umbringen, wo es nicht in der Nothwehr geschieht. Wir überlassen die Sache der Eisenbahn. Wir tragen ihn die paar Schritte hinüber auf die Schienen, da legen wir ihn hübsch quer hinüber, und das Weitere giebt sich.“ Grauenhafter, teuflischer Anschlag!

Umsonst bemühte sich Leopold, seine Hände von den Fesseln zu befreien, umsonst versuchte er einen Schrei, eine Bitte um Barmherzigkeit auszustößen. Sie schleppten ihn gebunden hinüber und warfen ihn quer über die Schienen. Noch nicht zufrieden damit, befestigten sie ihn mit Schnüren an das Geleise und dann ließen sie ihn gefesselt, allein, ohne Kraft und Bewegung liegen und liegen, gerade als es ein Uhr schlug, davon.

Der nächste Zug wurde nach 2 Uhr erwartet. Sollte bis dahin keine Hilfe kommen? dachte Leopold und begann zu hoffen und zu beten und alles Gute für sein Leben zu versprechen. — Wäre es wirklich möglich, daß Gott den glücklichsten Abend seines Daseins zu seinem letzten machte? Er gedachte der Seinigen, an ihren Schmerz, wenn sie sein Schicksal erfahren würden.

Noch unaufhaltsam entrann die Zeit, kein Fußtritt unterbrach die Stille, keine Hilfe nahte; die Räuber waren längst verschwunden. Eine Uhr in der weiten Ferne schlug wiederum: halb Zwei! Nur noch eine halbe Stunde und die schreckliche Maschine war über ihm und zermalme ihn unter ihren eisernen Rädern. Die Minuten schienen zu fliegen. Es schlug drei Viertel; Leopold bereitete sich jetzt wie ein Mann auf den Tod vor, opierte denselben für seine Sünden auf, erweckte Reue und Leid — die Osterkommunion hatte er bereits empfangen und wußte sich keiner schweren Sünde schuldig. So mochte das Entsetzliche kommen. Wenn es wenigstens nur rasch vorüberginge!

Es schlug zwei Uhr. Da vernahm er aus der Ferne Läuten, und jetzt ertönte die Pfeife der Lokomotive durch die Nacht und letztere setzte sich nun in Bewegung. Leopold horchte, indem er betete, unwillkürlich, ob er das Brausen des Zuges nicht vernehme, er merkte auf, ob die Schienen noch nicht zitterten; der Zug war ja nun voll auf dem Wege. Und Leopold lag an einer dunklen Stelle auf den Schienen, so daß man ihn von der Lokomotive aus nicht bemerken konnte.

„In Gottes Namen — Dein Wille geschehe“ — dachte Leopold. In diesem Augenblick sprang etwas auf dem Bahndamm daher in besonderer Eile, mit furchtbaren Schritten. Es war ein Mann. Jetzt war er bei dem Gefesselten. Ein heiserer Schrei durchzitterte die Luft, dann stürzte der Fremde auf den Daliegenden, ein scharfes Messer blühte in seiner Hand; „rasch!“ schrie er, „wo sind Sie gebunden, daß ich die Stricke durchschneide?“ Schon zitterte der Bahndamm, schon hörte man dumpf den Zug herandrausen. Jetzt einige Schritte durch den Strick, welche den Hals des Opfers an die Schienen gebunden hielten, dann durch die Fesseln der Füße — jetzt raffelt der Zug um die Ecke, seine Lichter werfen hellen Schein auf die zwei Männer, deren einer den andern eben noch über den Damm wegschleppte. Der Lokomotivführer hatte es bemerkt; ein gelender Pfiff, die Nothbremse trat in Funktion, und mit einem furchtbaren Ruck, der Alles aufweckte, was eben schlief im Zuge, hielt derselbe mitten auf dem Geleise, nur wenige Schritte vor den Beiden. Der Quasführer und ein Schaffner sprangen herab und hörten mit Entsetzen das eben verhütete teuflische Verbrechen.

Über der Netter fragte hastig und erregt: „Ist denn kein Polizist im Zug, will Niemand mit mir gehen und die Verbrecher verhaften? — Sie sind in der Nähe und haben keine Ahnung davon; man kann sie mitten im Schlaf ausheben.“ Ein Dutzend Männer sprangen herbei, einzelne zeigten die Revolver: „Wo sind die Mörder?“ riefen sie. — „Folgt mir,“ sprach der Netter und sie gingen lautlos weiter, indem der Zug langsam in die Hauptstadt sollends einfuhr.

Nach einer Viertelstunde wurden die zwei Raubmörder, die man mitten im ersten Schlaf traf, geknebelt und gebunden. Alles Eigentum Leopolds wurde bei ihnen gefunden.

Leopold war so furchtbar erregt und überrascht, daß er Anfangs willenlos allem gefolgt war. Das einzige Gefühl beherrschte ihn: Du bist frei, erlöst von den Banden des Todes. Jetzt endlich erst, nachdem die Verbrecher weg waren, wandte er sich an die umstehenden Männer mit der Bitte und Frage: „Wer ist denn der, welchem ich mein Leben verdanke?“

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ war die Antwort des Netters: „Sie haben ja vor wenigen Stunden mich selbst aus Noth und Verfolgung gerettet!“

Und mit namenlosen Stöhnen sah Leopold den armen Mann, welchem er

am Abend seine Hilfe hatte angebeihen lassen. „Um des Himmels Willen träume ich — wie ist denn das möglich?“ rief er aus.

„Es ist einfach zugegangen, oder vielmehr Gott hat es so einfach gehen lassen,“ erklärte der Mann. „Als Sie mich verlassen hatten, beschenkt mit Mitteln, um zu Nacht zu essen und anständig schlafen zu können, hat mich Gott hier heraus geführt in diese Schänke. Ich schlief bald ein, wachte aber mit einem Male auf, wie geweckt von einer unsichtbaren Hand. Es war todtensstill und tiefe Nacht. Da hörte ich nebenan Stimmen, und zwar laut in englischer Sprache. Da ich dieselbe in Amerika sprechen gelernt habe wie meine Muttersprache, so verstand ich Wort für Wort. Sie theilten ihre Beute untereinander und erzählten zugleich einem Dritten ihre That. Zuletzt verbrannten sie Ihre Visitenkarte und lasen laut darauf den Namen: es war der Ihrige! Ich nahm mein langes Bowieemesser, mit dem ich keinen der Beiden gefürchtet hätte; bei Kräften war ich wieder nach Schlaf und Essen; rasch lief ich zum Bahndamm und rannte denselben entlang, dem Zuge entgegen, um denselben zu alarmieren und zum Halten zu bringen oder vielleicht einen Bahnwärter dies thun zu lassen. So habe ich Sie selbst gefunden und konnte Sie losmachen. — Danken Sie mir nicht, Herr,“ schloß der Netter seine Erzählung, „sondern Gott und Ihrer eigenen Barmherzigkeit gegen mich für Ihre Rettung. Hätten Sie mir nicht zuvor so edelmüthig geholfen, so wäre alles Uebrige nicht geschehen.“

## Stumme Sprachen.

Von Adolf Martens.

(Nachdruck verboten.)

Das Werkzeug, vermittelt dessen der Mensch eine Verständigung mit andern Individuen zu erzielen sucht, ist die Sprache. Aber abseits von derjenigen, welche sich durch Laute kundgiebt, läßt sich noch eine ganze Reihe von stummen Sprachen nachweisen, in welchen, gewissermaßen nach gegenseitigem Uebereinkommen, Gegenstände oder Erscheinungen die Stelle des Wortes übernehmen. Am bekanntesten in diesem Reigen ist wohl die Blumensprache. Die einzelnen Bedeutungen, welche man den lieblichen Kindern Floras unterlegt, weiß jeder Backfisch. Wie der Mensch den Sinn, welcher in den Träumen liegen soll, aufzufangen wußte, um ihn, gesichtet und geordnet, andern zu übermitteln, so giebt es auch eine Anzahl von Büchlein, welche sich mit der Blumensprache befassen. Sie ist meistens theils die Mittheilungsweise der Verliebten; ebenso genöß sie im Salon des Sensitiven, Gefühlvollen eine große Werthschätzung. Heute hat sie sich zumeist in Backfisch-Pensionate und Familien oder Gesellschaften, wo das betreffende Alter seinen Tummelplatz hat, gesücht. Hier weiß jeder, daß eine Nelke im Knosfloche des Mannes die verheißende Bedeutung hat: „Ich bin noch zu

haben!" Manches blühende Kind, welchem die Brust von heimlicher Liebe beinahe zersprengt wurde, jauchzte auf, sobald es diese Blume erblickte. Zur Zeit Werthers und Lottes ließ man nicht allein im Salon, sondern auch unter der Mansarde das Herz vorwiegend durch Blumen-Augen sprechen. Ein Gänseblümchen, eine Primel, ein Veilchen oder ein Bergfarnmettnicht — wie bedeutungsvoll wurden sie für die Ruhe desjenigen, welcher für die Frage, die er gewagt, die Antwort nicht von den Lippen, oder der Feder, sondern allein von der Blume erhoffte. Damals bildete sich denn auch jenes komplizierte System heraus, wie wir es heute in den Lehr- und Nachschlagebüchern der Blumenprache aufgespeichert finden. Das meiste ist gesucht, abgeschmackt, schwierig; in den seltensten Fällen hat sich der einfache schöne Sinn, welchen man überhaupt nur den lieblichen Schöpfungen der Vegetation zu Grunde legen sollte, erhalten. So bedeutet das Alpenveilchen eine nichtssagende, höfliche und kühle Huldigung; es ist unter den Blumen sozusagen die parfümierte Visitenkarte. Wänter bauen die Ereignisse an diesem merkwürdigen Wörterbuche weiter oder verändern den Sinn, welcher früher geläufig war. So wurde die Kornblume, welche man ehemals kaum einer Beachtung für werth hielt, durch die Zuneigung, die ihr der greise Kaiser Wilhelm widmete, das Symbol der Liebe für Vaterland und Herrscherhaus.

Neben dieser stummen Sprache, welche durch Blumen redet, giebt es eine fernere, welche die unterscheidenden Merkmale in die Farbe setzt. Heute ist die Symbolik gleichfalls beinahe verschwunden; allein früher besaß jede Farbe eine Bedeutung und einen Sinn, die allgemein geläufig waren. Als die Minne blühte und der höfliche Sänger die Dame seines Herzens in Spiel und Lieb feierte, stand die betreffende Symbolik in hohem Ansehen. In seiner Oper „Templer und Jüdin“ läßt Marschner seinen Ritter Ivanhoe charakteristisch singen: „Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht — doch hab' ich ihre Farben mir erkoren.“ Auch die Sitte, daß sich jedes Land seine Farben erwählt, ist doch im Grunde auf eine ähnliche Gepflogenheit in der Ausdrucksweise zurückzuführen. Von der Flagge, welche der stolze Mast hinausleuchten läßt über das Meer, liebt man das Land, unter dessen Schutz das Fahrzeug steht. Die Phantasie webt in diese Farbentöne dann noch in ihrem unermüdblichen Streben manche sinnige Deutung hinein. So hat der Wiener ein sehr hübsches Lied, in welchem er zum Unterschiede von den Farben anderer Völker und Länder diejenigen seiner schönen Heimath feiert. Er schließt mit dem Refrain: „Blau-weiß ist bayrisch, Sachsen hat grün, schwarz-weiß ist preussisch, aber weiß-roth hat Wien —“ und beginnt mit dem Lobe: „O du mein Wienerstadt, 's weiß ja die Welt — Hast dir die Farben der Unschuld erwählt.“ In ähnlichem Sinne befaßt sich auch die alte preussische Nationalhymne mit der symbolischen Deutung der betreffenden Landesfarben, wenn sie sagt: „Daß für die Freiheit meine Väter starben, Das

deuten, merkt es, meine Farben an.“ Ubrigens war die Farbensprache der mittelalterlichen Minne kaum weniger verzwickelt und seltsam, als die Erklärung, welche man in die Blumen hineinlegte. Grün zeigte den Anfang der Liebe an, roth ein in derselben schon stark entzündetes Herz, gelb die gemährte Günst, blau rechte Treue, schwarz Liebesleid und Trauer. Durch allerhand Zusammenstellungen wurde dieser Farbensprache noch das weitere Ausdrucksvermögen verliehen. Grün und blau galten jenen mittelalterlichen Stüzern als Anfang in der Sterigkeit, weiß und blau als erfolgreiches Liebesgedenken, weiß und schwarz als gute Erinnerung in Leid und Trauer, grau und grün als edle und schöne Liebe, schwarz und grau als Leid nach Liebe, blau und schwarz als stete Treue. Um nun den jeweiligen Gemüthszustand recht sinreich auszudrücken, mußte das Wams aus den verschiedenfarbigen Stücken zusammengesetzt sein. So erklären sich die sonderbaren Trachten, welche aus dem Mittelalter zu uns gekommen sind. Die Rückkehr zur Einfachheit hatte auch auf die Symbolik der Farben ihren heilsamen Einfluß. Aus jener bunten Verwickelung und Verzwicktheit heraus haben sich in der Erinnerung unseres Volkes nur die Bedeutungen für blau als Treue, grün als Hoffnung, gelb als Falschheit, roth als Liebe, weiß als Unschuld und schwarz als Trauer ungeschwächt erhalten.

Wenn heute die Liebe ein nicht jeden auffälliges Zeichen ihrer Gesinnung geben will, fehlt es ihr deshalb noch keineswegs an der nothwendigen stummen Sprache. Man hat dazu in allerneuester Zeit vorzugsweise die Briefmarke gewählt. Befindet sich diese rechts oben aufrecht, so bedeutet das: „Ich wünsche Deine Freundschaft.“ — rechts oben quer: „Liebst Du mich?“ — rechts oben verkehrt: „Schreibe nicht mehr.“ — rechts oben quer: „Schreibe sofort.“ — rechts unten aufrecht: „Deine Liebe macht mich glücklich.“ — links oben aufrecht: „Ich liebe Dich!“ — links oben quer: „Deine Liebe gehört einem andern.“ — links oben verkehrt: „Grüß Gott, Liebchen.“ — links unten aufrecht: „Treue findet ihren Lohn.“ — links unten quer: „Laß mich allein mit meinem Schmerz.“ — links unten verkehrt: „Du hast Dich durch Prüfungen bewährt.“ — in einer Linie mit dem Familiennamen aufrecht: „Nimm meine Liebe an.“ — ebenso quer: „Ich sehne mich darnach, Dich zu sehen.“ — und ingleichen verkehrt: „Ich bin vergessen.“ Man sieht, diese Sprache vermittelt der Stellung von Briefmarken ist kaum weniger gesucht und verzwickelt, als die oben erwähnten, wo Blumen und Farben die betreffende Rolle einnehmen, abgesehen davon, daß vor allem die anmuthigen Kinder Floras um vieles geeigneter erscheinen, einen solchen stummen Boten der Gesinnung abzugeben: aber die Mode hat, wie überall, so auch in der Rundgebung der Liebe ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Den größten Segner findet diese Briefmarkensprache an den Beamten der betreffenden Post, da diejenigen, welche auf diese Weise

korrespondieren, mit der bekannten Beifung, die Worthzeichen stets oben rechts anzubringen, in einem steten Konflikt liegen. Da erscheint uns in der That die Fächersprache viel poetischer. Eine Briefmarke bleibt immer trotz all des schönen Sinnes, den die Stellung ausdrücken soll, kalt und ausdruckslos, wo hingegen die sanft geschaukelten oder hastig zusammengerollten Speichen des Fächers eine viel prägnantere Sprache reden. Nun denke man überdies, daß er aus einem zarten Stoff hergestellt ist und Farbentöne aufweist, welche allein geeignet sind, das Auge zu fesseln und einen Einfluß auf die Stimmung auszuüben. Eine schöne Frauenhand wiegt ihn hin und her, während das Auge gewissermaßen den Text zu dieser Arabesken-Bewegung spricht. In der That, die sinnreichste, die anmuthigste aller stummen Rundgebungen, auf welche der Mensch verfallen konnte! Wir im Norden bleiben allerdings stets Stümper darin, wenn wir erwägen, wie gewandt die Frauen des Südens, die Spanierin oder gar die Kreolin, in dieser Art von Konversation sind. In die Haltung des Fächers, in das Auf- und Zurollen der Speichen weiß sie eine ganze Stala von Ausdrücken und Empfindungen zu legen. Und das Beste ist: wir verstehen diese Sprache, ohne daß wir auf die betreffenden Zeichen gedrillt sind oder stets erst in einem Wörterbuche nachzuschlagen brauchen.

Wie man sieht, ist es immer die Galanterie, welche den Löwenantheil an dem Zustandekommen solcher stummen Sprachen hat. Da darf man sich denn nicht wundern, wenn sie sogar den Handkuß, diesen Ausdruck echt höfischen Wesens, mit alphabetischer Genauigkeit zum Dolmetsch der Gefühle zu machen verstand. Ein flüchtiger Kuß, gleichviel ob auf die bloße Hand oder auf den Handschuh, bekundet, daß er von einem Sausewind herrührt. Ein langamer, warmer Handkuß deutet auf einen Schwärmer. Ein feuriger, mit kräftigem Druck begleiteter Handkuß läßt auf einen entschlossenen Charakter schließen. Ein Handkuß mit Spuren, also einer mit Saft und Kraft, kann nur von jemand verbrochen werden, welcher der höfischen Sitte vollkommen untundig ist. Ein Handkuß mit leisem, niemand als der Dame bemerklichen Anziehen der Hand — wer anders könnte sich erlauben, ihn zu spenden, als der, welcher der Huld der Dame gewiß ist! Ein Handkuß, ohne Rücksicht darauf, ob er auf die Rechte oder Linke geheset wird, läßt den Thoren erkennen. Ein Handkuß schließlich, welcher gar nicht die Hand selbst berührt, sondern nur das Handgelenk sucht, ist das Zeichen der ewigen Treue. So bestimmen wenigstens die Kenner dieser Gepflogenheit ihren geheimen Sinn, und wir müssen es ihnen wohl oder übel glauben. Verzwickt sowohl als auch berechtigt ist auch die Sprache im Grunde nur eine Spielerei, wie die meisten der obigen, welche wir erwähnt haben. Während die Menschen, die ihnen von der Natur verliehene Ausdrucksweise durch Laute nur dazu zu besitzen scheinen, ihre Gedanken zu verbergen, wählen sie die abgelegentsten

Mittel und Wege, dieselben zum Verständniß zu bringen. Darin liegt eine Kunstlei, welche um so abgeschmackter wird, je mehr man sie ausbaut. Weswegen soll ein Kuß auf die Hand, eine Geste mit dem Fächer nicht durch eine gewisse Unmittelbarkeit den ziemlich sicheren Schluß auf die Gesinnung lassen, von welchem sie ausgehen, gestatten? Aber ein vollkommenes Alphabet der Gefühle damit verbinden wollen — das ist eine Abgeschmacktheit, auf welche nur die Langlewige verfallen konnte. Schließlich wird man noch mit dem Kochlöffel oder dem Spazierstock sprechen wollen! Ein Humorist hat diese Verkehrtheit, welche in der jeweiligen Mode begründet ist, sehr hübsch persifliert, indem er den Regenschirm als Organ einer solchen stummen Sprache vorschlägt. Die Symbolik, welche er ausfindig gemacht, besitzt wenigstens den Vorzug, daß sie auch ohne Vorstudien und Wörterbuch jedem sofort einleuchtet. Wenn ein Regenschirm in die Ecke des Garderobenzimmers gestellt wird, so soll damit ausgedrückt werden, daß er höchst wahrscheinlich in die Hände eines andern gerathen wird. Den Regenschirm plötzlich beim Spaziergange in einer sehr belebten Straße aufspannen, bedeutet, daß das Auge eines Vorübergehenden in Gefahr geräth; ihn plötzlich schließen, daß ein Hut herunterfallen wird. Zartes Minnewerben oder doch Kurmachelei verräth es, wenn zwei Personen, ein Männlein und ein Fräulein, unter einem Regenschirm gehen, und der Mann dabei unter der Traufe wandelt. Ist das Umgekehrte der Fall, so wird damit gesagt, daß es Mann und Frau sind. Einen baumwollenen Regenschirm neben einen seidenen stellen, bedeutet: „Verwechslung ist kein Diebstahl.“ Einen Regenschirm kaufen, will sagen: „Ich bin ehrlich, aber nicht sehr geschickt.“ Einen Regenschirm verleihen, dagegen: „Ich bin ein Dummkopf.“ Einen Regenschirm nicht in der richtigen Höhe tragen, so daß die Augen und Hüte der Vorübergehenden in Gefahr gerathen: „Ich bin eine Frau.“ Des Morgens mit einem Regenschirm bewaffnet ausgehen: „Es wird sich aufklären und gut Wetter werden.“ Einen geliehenen Regenschirm zurückgeben — „doch das kommt nicht vor,“ meint unser Dolmetsch ebenso treuherzig wie pessimistisch.

## Ueber Kinder.

Von Martha Pönlz.

(Nachdruck verboten.)

**K**inders als heutzutage war in vergangenen Zeiten die Behandlung eines Kindes bei seinem Eintritt in die Welt. Bei den alten Germanen hatte es sich zunächst durch das „Beschreiten der vier Wände“ als lebens- und ebfähig auszuweisen. Die Kinderaussetzung war rechlich gestattet, aber nur dem Vater stand sie zu. Und zwar wurde der junge Weltbürger auf den Fußboden gelegt, bis die Entscheidung über Tod und Leben getroffen war. Im letzteren Falle hob der Vater das Kind selber auf — oder ließ es aufheben (— ein Gebrauch, von welchem das Wort Hebamme stammen soll). Nach dieser

Zeremonie ward es mit Wasser besprenzt und ihm ein Name gegeben.

Die Aussetzung aber war hoch immer an gewisse Bedingungen geknüpft, und mußte z. B. unterbleiben, wenn das Kind schon die geringste Nahrung zu sich genommen hatte. Ein einziges Tröpfchen Milch oder Honig, die erste Speise des Neugeborenen, signierte ihm das Leben.

Nach Einführung des Christenthums hielt man die Kinderaussetzung für unerlaubt und heidnisch, aber trotz aller Verbote konnte die festeingewurzelte Sitte nicht so halb unterdrückt werden; namentlich die Aussetzung gerauter Kinder galt für strafbar. Man pflegte daher Salz, oder, wie man einem alten dänischen Volkslied entnehmen kann, geweihtes Salz und Kerzen neben dem Aussetzung zu legen, als Zeichen, daß er die Taufe noch nicht empfangen habe.

Dieses grausame Verfahren, sich der unschuldigen Kleinen zu entledigen, steht in der Geschichte der Menschheit durchaus nicht vereinzelt da. So wird, außer von vielen anderen Völkern, auch von den alten Preußen berichtet, daß mißgestaltete Kinder vom eigenen Vater durch Schwert, Wasser und Feuer geädert wurden.

Die Aussetzung elender, kränklicher Kinder ist für die Entwicklung eines kräftigen widerstandsfähigen Menschenschlages vielleicht nicht ohne Bedeutung gewesen. Indessen wissen wir darüber nichts Genaueres, und auch über manche anderen Verhältnisse in jenen entlegenen Zeiten, wie z. B. über die Sterblichkeit der Kinder, können wir uns nur in Vermuthungen ergehen. Aber schon im 15. Jahrhundert finden sich Anbeutungen, aus denen man schließen kann, daß sie eine bedeutende war. Ein Vers aus dieser Zeit besagt:

Man muß Kinder nicht beweinen,  
Man trägt keinen Sturz (Trauerschleier)  
darum.

In jenen entsehligen Zeiten, wo der schwarze Tod und andere schreckliche Seuchen die Länder Europas verheerend durchzogen, und Tausende und aber Tausende hinwegrafften, machte sich naturgemäß auch eine besonders große Kindersterblichkeit bemerklich, die sich im Lauf der Jahrhunderte allerdings verminderte, im Jahre 1763 den berühmten Hamburger Arzt Unzer aber noch zu folgenden Betrachtungen in seinem „Arzt“ veranlaßte:

„Darum sollten die Eltern billig nicht gleich von der Geburt anfangen, ihre Kinder als ein Eigenthum zu betrachten, von dessen Besitz sie gewiß wären, denn es ist allzu wahrscheinlich, daß sie sie nicht behalten.“ — — —

„Des Elendes ist zu viel, und der Mittel die hier angebracht werden könnten sind zu wenige, als daß man sich auf die Erhaltung auch nur der Hälfte aller Kinder gegründete Hoffnung machen könnte. Die meisten Früchte fallen ab, ehe sie reif sind.“

Diese Worte beweisen auf's Schlagendste, daß noch vor einem Jahrhundert eine geradezu fürchterliche Kindersterblichkeit herrschte.

Wenn man aber liest, welche Behandlung die Säuglinge durchzumachen hatten, und wie selbst die ersten Anforderungen der Hygiene außer Acht gelassen wurden, so muß man sich nur darüber wundern, daß die Sterblichkeitsziffer nicht noch eine unendlich viel höhere gewesen ist. Man urtheile selber aus folgenden Proben, die ebenfalls den Werken Unzer's entnommen sind:

„Wenn die Kinderwärterinnen keinen gefunden Mund haben, oder denselben nicht reinlich halten, muß man es ihnen nicht gestatten, das Wasser, womit sie die Kinder abwaschen, in ihrem Munde lau zu machen.“

„Sie müssen es reinliche Eltern erlauben, daß das Gefinde den Kindern die Speisen laue.“

„Man möchte oft die Nase zuhalten, wenn man in ein Zimmer geführt wird, wo die Herrschaft das Liebste, was sie auf Erden besitzt, gleichsam in einer verstickten Kloake erziehen läßt. Der Kohlendampf von den Wärmdörben und Theegeßirren, der Wust der verunreinigten Windeln, die Dünste der Speisen, der Lichter, der Amme — Alles muß in der Kinderstube sein.“

Außer den hier geschilderten Schädlichkeiten brachte auch die unzuweckmäßige Bekleidung kleiner Kinder manche Unzutraglichkeiten mit sich. So war der Kopf stets mit einem Häubchen bedeckt. Wenn dasselbe aus Seidenstoff mit reicher Gold- und Silberstickerei bestand, so muß der kleine Kopf nicht unerheblich beschwert gewesen sein.

Das Wickeln kleiner Kinder blühte durch das Mittelalter. Man scheint sogar außerordentlich energisch zu Wege gegangen zu sein und auch die Arme des Kindes mit eingewickelt zu haben, wie man auf alten Gemälden der deutschen, italienischen und niederländischen Schule ersehen kann, wo alle Christuskindelein nach Art der ägyptischen Mumien gewickelt sind. Ebenso findet man auch wohl Wickelkinder mit eingebundenen Armen auf alten steinernen Grabmälern, wie auch an der Facade der Spedale degli innocenti in Florenz. Daß übrigens diese Unsitte bis in die allerhöchsten Kreise gedrungen war, erweist man an der uns erhaltenen Darstellung einer Tauffeierlichkeit in der Familie Ludwig XIV., wo ein Urenkel des großen Mannes, ein älterer Bruder Ludwig XVI. mit einem stattlichen Orden über den Wickelhändern, wie eine kleine Mumie mit eingeschnürten Armen über die Taufe gehalten wird, welche einige Kirchengrößen in feierlicher Weise an ihm vollziehen.

In einem etwas vorangeschrittenen Alter werden von Unzer (1763) die knappen Schuhe und die „allzu engen und steifen Schürkleiber“ getadelt, welche für ein lebhaftes Kind Marterpanzer im wahren Sinn des Wortes gewesen sein müssen.

Geht man die Krankheiten durch, welche in vergangenen Jahrhunderten die Kinder heimlichten, so bekommt man eine ansehnliche Liste von ekelhaften und gefährlichen Krankheiten, die bei ein klein wenig mehr Sorgfalt und Reinlichkeit ganz gewiß nicht so

## Wie entsteht die Kurzsichtigkeit?

Von Dr. Otto Gottlieb.

(Nachdruck verboten.)

hätten überhaupt nehmen können. Kopf-  
auschläge waren z. B. so verbreitet, daß  
in Holland besondere Frauen in den  
Schulen zur Beaufsichtigung der Schüler-  
häupter angestellt waren.

Mühte ich nicht befürchten, daß Zart-  
gefühl meiner Leser allzu sehr zu beleidigen,  
so könnte ich zum Schluß eine kulturhistorisch  
höchst interessante Reihe von Heilmitteln  
und Sympthien aus dem 17. Jahrhundert  
anführen, bei welchen uns Kindern einer  
anderen Zeit einfach die Haare zu Berge  
stehen, — bei denen uns aber auch ein  
Verständnis dafür aufgeht, wie die an-  
stehenden Zeichen des Mittelalters einen  
so fürchterlichen Verlauf, eine so ungeheure  
Ausdehnung und Verbreitung erlangen  
konnten.

Um den damaligen Stand der Volks-  
medizin einigermaßen zu beleuchten, sei hier  
ein Rezept gegen Bräune mitgeteilt:

„Nimm Schwalbennest, Eibischwurzel,  
Weiß Lilienwurzel, jeder 2 Loth; Feigen  
Datteln, jeder drei Loth. Koch's in  
Wein zu einem Brei. Hernach thu  
hinzu, Violonöl, 6 Loth, Camillen-  
blumen, Wehl von Bockshornjamen,  
Wehl von Leinsamen, Wehl von  
Weizen, jedes sechs Quaintlein, Katzen-  
gehirn, Pulver von einer verbrannten  
Nachteule und Schwabe, jedes zwei  
Quaintlein, einen Eidotter und ein  
Quaintlein Safran.“

(Dieser Brei wurde um den Hals  
gelegt.)

Etwa 70 Jahre später ist schon ein  
großer Fortschritt zu merken. Die Zeiten,  
wo Schwalbennest und Nachteulen als  
Mittel gegen Bräune dienten, sind vorüber.  
Zwar tritt noch vereinzelt „Schabensyrup“  
als Mittel gegen den Krampfhusten der  
Kinder auf — aber mit der Vergangenheit  
ist ja auch nicht so leicht zu brechen.  
Vielfache Anwendung fand das aus  
Korallen, Hirschhorn, Krebsaugen und Berg-  
crystall hergestellte Hoffmann'sche Kinder-  
pulver, welches als kohlensaures Kalkpräparat  
seine Berechtigung gehabt hat, so sonderbar  
uns auch die Zusammenstellung erscheinen mag.

Gesundere Anschauungen fingen nun  
auch an, sich allmählich im Volk Bahn zu  
brechen. Man sah die Vortheile einer  
sorgsameren Körperpflege ein und hörte  
auf die Stimmen der Aerzte, welche öfters  
Waschen und Kämmen der Kinder, sowie  
das Baden in warmem Wasser anriethen.

Wie viel einfacher und naturgemäßer  
ist heut zu Tage die Haltung und Auf-  
ziehung der Kinder als früher! Wie viel  
zweckmäßiger ist ihre Kleidung, ihre  
Nahrung, ihre Behandlung in Krankheits-  
fällen. Wie viel unnützer Ballast ist über  
Worb geworfen worden!

Und dennoch! beschleicht uns bei dem  
Rückblick in vergangene Jahrhunderte nicht  
doch zuweilen der Gedanke, wie wir selber  
vor dem Urtheil der Nachwelt dereinst be-  
stehen werden?

Wenn von der Entstehung der Kurz-  
sichtigkeit die Rede ist, so heißt  
es immer ganz allegorisch: „Kurzsichtigkeit  
entsteht durch anbauende Nahe-  
arbeit, daher steht man namentlich unter  
den flinkeren Leuten, welche nicht über den  
Büchern sitzen, so viele „bekrühte“, und  
deshalb greift auch in den höheren Schulen  
bei den größeren Anforderungen die Kurz-  
sichtigkeit immer mehr um sich.“ Ja, aber  
wenn wirklich jede anbauende Nahearbeit  
Kurzsichtigkeit verursachen würde, dann  
müßten z. B. die Schneider zum größten  
Theil an dieser Krankheit leiden. Denn  
so ein Schneidergefelle sitzt in meist schlecht  
ventilierten, oft durch Hintergebäude ver-  
dunkelten Arbeitsräumen und stüchelt, tief  
über sein Stück Zeug gebeugt, den ganzen  
lieben Tag ganz seine Stiche, und noch  
dazu mit einem Faden von derselben Farbe  
wie der zu nähende Stoff, was doch das  
Auge bedeutend mehr anstrengt, als wenn  
man beim Lesen oder Schreiben schwarze  
Buchstaben auf weißem Untergrunde vor  
sich hat. Auch Putzmaschinen, welche  
jahrrelang Tag für Tag seine Ketten ge-  
macht haben und dann darüber liegen, daß  
sie bei Lampenlicht nicht mehr gut arbeiten  
können und Schmerzen in den Augen haben,  
sind meist, wie die ärztlichen Untersuchungen  
ergeben, nicht kurzsichtig, sondern vielmehr  
weitsehtig geworden. Andererseits wird  
aber doch eine große Anzahl von Schülern,  
wie die Erfahrung lehrt, auch in den besten  
und bestventilierten Klassenzimmern, Jahr  
für Jahr kurzsichtig. Es muß also ein  
Unterschied in der Nahearbeit sein, da die  
Wirkungen auf das Sehvermögen so ver-  
schieden sind. Worin besteht nun dieser?

Der Schneider und die Putzmaschine  
nähen ihre Naht ganz mechanisch herunter,  
ohne geistige Anstrengung. Dabei unter-  
halten sie sich öfters mit ihren Genossen,  
blicken bald dahin, bald dorthin, so daß  
ihre Augen sich immer wieder zeitweise  
erholen können. Anders der Schüler.  
Wenn er liest oder schreibt, so hat er dabei  
eine geistige Arbeit zu verrichten, indem er  
die zu lesenden Worte in Gedanken umseht,  
oder umgekehrt beim Schreiben Gedanken  
in Schriftzeichen. Zugleich konzentriert er  
seinen Blick möglichst auf das Buch, um  
nicht durch andere Gegenstände seinen Geist  
zu zerstreuen.

Beobachten wir in einer Elementarschule  
die Kinder, welche lesen lernen, so bemerken  
wir, daß das Kind, sobald ein schwer zu  
lesendes Wort kommt, mit den Augen näher  
an das Buch herandrückt. Es ist dies nicht  
etwa die Usart eines einzelnen Kindes,  
sondern das thun alle Kinder instinktiv.  
Sie beschränken dadurch ihr Gesichtsfeld  
möglichst nur auf dieses Wort und haben  
den Vortheil, durch Nebenbilder ihren Geist  
nicht ablenken zu lassen; und so wird es  
ihnen wirklich leichter, das schwere Wort  
zu lesen.

Ebenso machen es die Ermühten:  
Wer ein schwer verständliches, wissenschaft-  
liches Buch liest, ist ganz in dasselbe ver-  
tieft, er hält es nahe vor sich, schaut nicht  
rechts noch links, um seinen Geist nicht  
abzulenken. Wer dagegen eine leichte Lektüre  
vor sich hat, der steht gelegentlich über das  
Buch hinweg „ins Blaue hinein,“ unter-  
hält sich wohl auch dazwischen mit seinen  
Genossen. Dadurch wird der Pupille eine  
wohlthuende Abwechslung der Erweiterung  
und Verengerung zu theil, das Auge kann  
sich eben öfters ausruhen.

Diese Thatsache, über welche namentlich  
Dr. Kesperstein genaueres statistisches  
Material zusammengestellt hat, ergeben nun  
für die Praxis des täglichen Lebens folgende  
Regeln: Die Kinder sollen zwischen den  
Schul- und Arbeitsstunden genügende  
Pausen haben, damit sich ihre Augen wieder  
erholen können. In den Schulen wird  
dies jetzt vielfach befolgt, indem man die  
Kinder in den Zwischenpausen einfach aus  
der Klasse jagt. Früher dagegen lernten  
wir in der Pause immer schnell noch ein-  
mal die Aufgaben zur nächsten Stunde  
durch. In den Familien aber hört man  
noch oft den Befehl: „Mache erst Deine  
Schularbeiten fertig, dann kannst Du treiben,  
was Du willst!“ Das ist falsch; denn  
die Kinder müssen dabei oft drei Stunden  
lang ohne die geringste Erholung ihre  
Augen anstrengen. Man lasse sie ungefäh-  
er eine Stunde lang energisch arbeiten und  
dann eine Viertelstunde lang sich umher-  
tummeln. Nicht in der Schule wird der  
Grund zur Kurzsichtigkeit gelegt, sondern  
bei den häuslichen Arbeiten. Denn in der  
Schule sehen die Kinder beim Ueberhören  
und beim Vortrage des Lehrers immer  
diesem an und brauchen somit ihre Augen  
nur wenig anzustrengen. Daher sind auch  
Schüler mit leichter Fassungsgebe, welche  
zu Hause nur wenig lesen und lernen brauchen,  
am ehesten kurzsichtig, wenn sie nicht etwa  
noch nebenbei viel lesen.

Ferner lasse man die Kinder, sich  
recht viel im Grünen, auf grasbe-  
wachsenen Auen und im Walde umher-  
tummeln. Die grüne Farbe ist für die  
Augen sehr wohlthuend, was auch alle  
Stickerinnen bezeugen. Im Walde kommt  
noch der Umstand dazu, daß die kühle,  
feuchte Luft auf das Sehorgan stärkend  
einwirkt, während heiße, trockene Luft  
in den Augen heftiges Brennen verur-  
sacht.

Was nun die Brillenfrage betrifft, so  
ist die alte Anschauung ganz richtig, dem  
Kinde zur Nahearbeit so spät wie möglich  
eine Brille zu geben. Namentlich soll alles  
Lesen und Schreiben, so lange es irgend  
geht, mit unbewaffneten Augen vorgenommen  
werden. Für das Fernsehen kann man eher  
Gläser gestatten, jedoch nie ohne einen Arzt  
zu Rathe zu ziehen.

Leider macht man immer wieder die  
Erfahrung, daß meist nur solche Gesund-  
heitsregeln befolgt werden, deren Ueber-  
tretung sofortige üble Folgen nach sich zieht.  
Wer z. B. einen „schwachen“ Magen hat,  
wird, wenn er sich einmal an einer bestimmten  
Speise den Magen gründlich verdorben hat,

dieselbe nicht sobald wieder genießen. Aber auf eintretende Augenschwäche, auf gelegentliches Brennen der Augen legt man kein großes Gewicht. Und doch ist gerade das Auge ein so edles, für Beruf und Leben so wichtiges Organ, daß man es hegen und pflegen sollte wie — eben seinen Augapfel. Wie läßt Schiller den Welschthal sagen?

„O, eine edle Himmelsgabe ist Das Licht des Auges!“

### Ueber die „Gabe“, einen schönen Brief zu schreiben.

(Nachdruck verboten.)

Eine Gabe nennen es die meisten Menschen und zwar zumeist die, denen diese „Gabe“ nicht verliehen ist; sie wollen damit den Mangel beschönigen, der doch zum großen Theil an und in ihnen selbst liegt.

Was ist denn ein schöner Brief? Doch wohl ein Solcher, der dem Empfänger Freude bereitet. Und welcher thut das? Sicherlich vor allem derjenige, dem man es anmerkt, daß seine Verfassung dem Schreiber nicht eine lästige Pflicht, sondern ein angenehmes Plauderstündchen mit einem entfernten Lieben bedeute. Und da sind wir schon bei dem Kernpunkt der Sache angeangt. Einen guten Styl kann jeder einigermaßen gebildete Mensch schreiben; aber damit ist es nicht gethan.

Vielen Leuten ist ein Brief eine schreckliche Arbeit, unangenehm und schwierig, sie begeben sich mit Unlust daran, drehen einige nichtsagende Nebenarten und sind froh, wenn sie die lästige Aufgabe so schnell wie möglich erledigt haben.

Daß ein solcher Brief dem Empfänger keine Freude bereiten kann, liegt auf der Hand; der Schreiber oder die Schreiberin empfindet dies auch wohl selbst, entschuldigt sich aber vor sich und Anderen damit daß Briefschreiben eine Gabe, die ihm oder ihr nun einmal nicht zu Theil geworden sei, und kommt sich in der bescheidenen Erkenntniß des eigenen Mangels noch sehr groß vor. Wie leicht ist es aber für Jeden, diese Gabe zu erwerben, die wahrlich nicht wertlos ist, da eine fleißig geführte Korrespondenz im Stande ist, viele Jahre hindurch das Band zwischen uns und unsern fernem Lieben fest zu erhalten.

Besonders gilt dies für die Frauen. Wie viele von ihnen haben ausreichend Zeit, einen Briefwechsel zu pflegen, aber Brief-

schreiben ist ihnen entsetzlich und sie verstoßen auch nicht, einen hübschen Brief zu schreiben, wie sie sagen.

Wie fängt man es nun also an, um einen Brief zu schreiben, wie er sein soll? Es gehört, wie zu so vielem Anderen auch hierzu nicht viel mehr als etwas guter Wille.

Wir müssen uns freudig, wie man sich zu einem Besuch bei einer lieben Freundin anschickt, niedersetzen, und müssen uns reichlich Zeit lassen, wie wir es zu diesem thun würden. Wir müssen einmal für ein Weilchen von uns und unsern Interessen abstrahieren und uns ganz in die Lage der fernem Freundin versetzen; wir müssen die gute Absicht haben, uns einmal gründlich mit ihr auszuplaudern und den regsten Antheil an ihr und all' ihren Angelegenheiten nehmen. Wir dürfen dies jedoch nicht nur in einigen wohlgelesenen Worten versichern, sondern wir müssen wirklich, mindestens während des Schreibens so empfinden.

In derselben Weise seien auch die Berichte über uns selbst abgefaßt. Man begnüge sich nicht beruhigende Versicherungen über seinen eigenen und den Gesundheitszustand der Seinigen dem Papier anzuvertrauen, sondern gewähre der fernem Freundin einen Einblick in sein Leben, in seine Bestrebungen, in seine Freuden und Leiden, wie man es im mündlichen Verkehr gethan und noch thun würde. Dann wird der, vielleicht durch viele Meilen von der Heimath getrennten Empfängerin nicht anders sein, als sei die liebe Briefschreiberin auf ein Stündchen zum Besuch gekommen, es wird ihr warm um's Herz werden und sie wird voll Freude sagen: „Was ist die U. U. doch für eine gute, treue Freundin und wie liebe, schöne Briefe schreibt sie!“ und wird sich bald zu einer ebenso ausführlichen und liebevollen Antwort gedrängt fühlen.

So wird bald ein lebhafter Briefwechsel zwischen den Freundinnen entstehen, und die Entfernung die sie trennt, wird nur eine räumliche bleiben. Und wie oft mag solche Korrespondenz der beste Trost und die größte Freude eines sich sonst unter Fremden allein und verlassen fühlenden jungen Wesens sein. Die Schreiberin aber, der ihr warmes Gefühl für die ferne Freundin, vielleicht einzig und allein die richtige Art, schöne Briefe zu schreiben, eingab, wird bald mit freundlicher Genugthuung diese Gabe, die sie sich nimmermehr zugetraut, an sich entdecken und nunmehr ihren Stolz darein setzen, auch konventionelle

Briefe und solche an fernestehende Personen nicht mit Unlust zu schreiben, und mit leeren Nebenarten auszufüllen und wird ihren Ruf, schöne Briefe zu schreiben, bald befestigen.

### Gemeinnütziges.

Das Mehl wird leicht dumpfig, wenn es in größeren Mengen und längere Zeit in hölzernen Kästen oder an feuchten Orten aufbewahrt wird. Um dies zu verhindern giebt es ein billiges und leicht anzuwendendes Mittel. Man umwicke gelöschte Holzkohlen mit Baumwollstoff, heste diesen mit einigen Stichen fest und stecke sie dann in einen Leinenbeutel, der oben auf das Mehl gelegt wird. Die Kohlen saugen alle Feuchtigkeit auf und verhindern dadurch das Dampferwerden des Mehles.

Mittel gegen kalte Füße. Man umwicke die bloßen Füße mit einem kleineren oder größeren Stückchen halbgelimiten Druckpapier und ziehe vorsichtig, damit dasselbe nicht zerreißt, die Strümpfe darüber, man wird bald bemerken, wie viel leichter sie die Kälte beim Gehen oder bei größeren Reisen ertragen.

### Humoristisches.

Delikate Frage. Fritz: „Sagte Dir Trude die Wahrheit, als Du sie fragtest, wie alt sie sei?“ — Karl: „Ja.“ — Fritz: „Was sagte sie denn?“ — Karl: „Es ginge mich nichts an.“

Auch ein Feinschmecker. Gast: „Ich möchte heute etwas recht Gutes essen, Fritz!“ — Kellner (leise): „Wenn Sie noch 'n Viertelstündchen warten, geh' ich mit; ich habe heute Ausgang!“

### Das Edelweiß.

Hoch über dunklen Klüften, tief geborsten, noch höher als die Königsadler horsten, An steiler Felswand wächst das Edelweiß — Kein Jäger wagt damit den Hut zu schmücken, Als der sich kühn gewagt, es selbst zu pflücken Als männlicher Gefahr und Mühe Preis. Im Innern fest, nach außen fein und zart, Ist es ein Vorbild rechter Frauenart: Nicht prunkvoll ist sein Bild und farbenreich, Doch schlicht und rein bleibt es sich immer gleich; Ungleich den Blumen, die in Flur und Hag Ein Nachtfrost oder Sturm verderben mag Und selbst gepflückt von seinen stolzen Höhn, Bleibt es, wenn wohl behütet, rein und schön.

### Räthsel.

Das erste bedeckt den größten Theil der Welt, Es diene das zweite als Schutz dem Kriegsheld; Im Reiche der Amphibien hier Ist das dritte ein vielgemiedenes Thier; Das Ganze selbst seinem Geschlechte angehört, Als Delikatesse ist sein Fleisch Vielen werth.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Abend.

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich

Inserate 15 Pfennig die Zeile

# Thier- und Pflanzen-Börse

Organ für Gellügel- und Vogel- Bienen- Hunde- und Fischzucht

Verbreitetste Zeitschrift Süd-Deutschlands

Centralblatt für 46 Vereine und Verbände

Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichspostzeitungsstelle No. 6183

### Meinen Mitmenschen

welche an Magenbeschwerden, Verdauungsschwäche, Appetitmangel etc. leiden, theile ich herzlich gern und unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde. Pastor a. D. Kypke in Schreiberhan (Brietengebirge). 2216

### Georg Schuster,

Markneukirchen i. S. Musikinstrumenten-, Saiten-Manufactur und Versand. Illustr. Preislisten umsonst und portofrei.

Ia. Süßrahmbutter 8 1/2 Pfd. W. 9. fe. Nachh. 25119

N. Hemmerling Herforst b. Trier.

Patent-Bureau München G. Dedreux Brunnstr. 9

Thüringische Technikum Ilmenau Höhere u. mittlere Fachschule für: Elektro- und Maschinen-Ingenieure: Elektro- u. Maschinen-Techniker und Werkmeister-Direktor Jentzen. Staatskommissar.